

PETER BURKE

Explosion des Wissens

Ein Gespräch mit Joseph Vogl

- 1 Peter Burke: Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia, Berlin 2014. Das in Auszügen wiedergegebene Gespräch führten Peter Burke und Joseph Vogl anlässlich der Buchvorstellung in der Staatsbibliothek zu Berlin am 11. November 2014.
- 2 Jurij M. Lotman: Kultur und Explosion, Berlin 2010.

Joseph Vogl: Ich möchte über den Titel Ihres großen Buches zur Geschichte und Präsenz des Wissens sprechen – «Explosion des Wissens».¹ Für mich als Pazifisten ist Explosion mit Schlachtfeldern verbunden oder mit etwas, das man als Unfall bezeichnen kann. Eine Explosion erzeugt einen lauten Knall. Und nach einer Explosion gibt es Opfer, Zerstörung, Konfusion. Und nun sprechen Sie von «Wissensexplosion». Was ist das Ergebnis dieser Wissensexplosion? Oder was bedeutet Explosion in Ihrem Verständnis?

Ich wählte den Ausdruck aus zwei Gründen. Wissensexplosion meint in meinem Verständnis einerseits Ausdehnung, andererseits Fragmentierung. Es ist also eine ambivalente Geschichte. Sie reichern nun den Begriff Explosion mit anderen möglichen Bedeutungen an, die ich gleich gerne aufnehme, da ich auch keine Triumphgeschichte des Wissens anbieten wollte. In dem von meinem Buch abgesteckten Zeitraum ist in verschiedenen Wissensbereichen Großartiges geschehen. Allerdings gab es durchaus auch Entwicklungen und Folgekosten, die man bedauern muss. Aber im Gegenzug exponiere ich auch nicht die These vom Niedergang des Wissens, sondern versuche, die beiden Aspekte im Gleichgewicht zu halten: was wir durch die vor unseren Augen stattfindenden Veränderungen gewinnen und was wir verlieren.

Trotzdem haben Explosionen etwas sehr Gefährliches. Sie schreiben, dass die Wissensexplosion uns in einer «Informationsangst» verwirrt zurücklässt. Es gibt aber auch einen ganz anderen Explosionsbegriff. Wahrscheinlich kennen Sie das Buch des russischen Semiotikers Juri Lotman über *Kultur und Explosion*.² Dort bedeutet Explosion zuallererst – eine Irritation der etablierten kulturellen Codes. Dann ereignet sich die Explosion zweitens an der Peripherie unseres Wissens; und drittens führt sie in unsere Kultur das Unerwartete ein: eine nicht zu erwartende Entwicklung, Chaos oder Turbulenz, die sich in alle Richtungen entwickeln kann. Für Juri Lotman ist das sehr wichtig, denn die Explosion ist der Moment der Innovation, des Unvorhersagbaren. Mir gefällt ganz entschieden die Vorstellung, dass Veränderungen im Wissen oft nicht graduell eintreten, sondern mit einem plötzlichen Knall. Auf der anderen Seite, je mehr Bedeutungen wir dem Begriff «Explosion» zuschreiben, desto verwirrter werden wir wohl. Im englischen Original trägt das Buch übrigens einen

anderen Titel (*A Social History of Knowledge. Volume II: From the Encyclopédie to Wikipedia*, Cambridge 2012). Ich bin gewiss nicht gegen den Gebrauch von Metaphern in akademischen Büchern; ich nutze in der Tat viele. Eine Metapher ist ein Werkzeug. Allerdings halte ich mich gerne an die Warnung eines mit mir befreundeten schwedischen Anthropologen: «Es ist in Ordnung, auf einer Metapher zu reiten, solange man weiß, wo man absteigen muss.»

Wir scheinen heute «Informationsriesen» und «Wissenszwerge» zugleich zu sein...

Ja, ich würde zwischen Information und Wissen immer unterscheiden, in dem Sinne, dass Information relativ «roh» ist, Wissen hingegen verarbeitet. Ich behaupte gerne, es sei «gekocht». Es ist durch Prozesse gegangen wie etwa Klassifizierung, Textualisierung, Verifizierung, Systematisierung und so weiter. Heutzutage ist ein Problem die Geschwindigkeit, mit der die relativ «rohe» Information sich akkumuliert. In der Wissensindustrie gibt es nicht genügend Leute zur Analyse dessen, was sich als «rohe» Information ansammelt. Auch dies kann eine gute und eine schlechte Seite haben. So bleiben etwa in unserer privaten Sphäre die Daten besser geschützt, nicht weil allerlei politische und ökonomische Dienste sie nicht durchdringen wollten, sondern weil nicht genug Arbeitsstunden zur Verfügung stehen, um die riesige Datenmenge zu durchforsten. So bringt in der Geschichte des Wissens jede Lösung für ein Problem auf lange Sicht eigene Probleme hervor. Das ist die *conditio humana*. Damit müssen wir wohl leben.

Über die Geschichte des akademischen Wissens zu schreiben, bedeutet auch, über die wichtigen institutionellen Organisationen nachzudenken, welche die akademische Welt strukturieren, die Royal Academies, auch die Universitäten. Sehen Sie heute – auch mit Blick auf Großbritannien – einen Wandel in der Position, im Status, auch in der Funktion akademischen Wissens?

Ich begann meine akademische Karriere in den frühen Sechzigern. Damals glaubten die Akademiker weniger, ein Monopol über Wissen zu einem bestimmten Thema zu haben. In den Siebzigern war ich Teil jener History Workshop-Bewegung in England, welche auf der Idee beruhte, dass einfache Leute aufgrund ihrer eige-

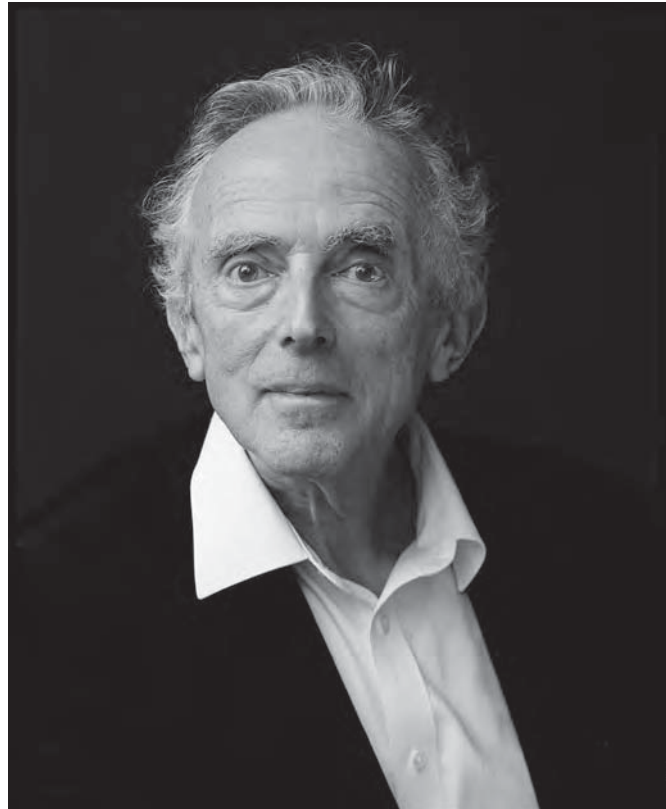


Abb. 1
Der Historiker Peter Burke
spürt den Wissensexplosi-
onen von der Enzyklopädie
bis in die Wikipedia nach.

nen Lebenserfahrung über Einblicke in die Geschichte verfügen, welche Historiker mit ihrer szientistischen Ausbildung nicht haben. Und dass der Weg zu einer empirisch gesättigten Geschichte über den Dialog zwischen diesen beiden Gruppen führen muss. Mein Freund, der verstorbene Raphael Samuel, der für gewöhnlich Gewerkschafter und Nicht-Akademiker am Ruskin College in Oxford unterrichtete, begann meist mit der Frage an seine Klasse, ob sie ihm ihre Fabrik beschreiben könnten. Allerdings waren die meisten Akademiker in den sechziger und sogar siebziger Jahren schon skeptisch über den Ertrag solcher Geschichten.

Meine Erfahrung ist, dass wir drei interessante Entwicklungen auf dem Feld des Wissens haben, ob wir sie mögen oder auch nicht. Die erste ist eine gewisse De-Institutionalisierung des Wissens. Wissen ist nicht länger mit Universitäten oder Schulen verbunden, sondern es wandert aus den Anstalten hinaus mit Imperativen wie «lebenslanges Lernen». Ein zweiter wichtiger Punkt ist, dass wir in gewissem Sinne gezwungen sind, nicht *etwas* zu lehren, sondern das Lernen zu lehren: Gebt ihnen also die Fähigkeiten zum Lernen, aber lehrt sie nicht dies oder das. Sei nicht ein Narr, der Daten, Expertenwissen vermittelt. Und der dritte Punkt – eine sehr schwierige Situation für uns – ist, dass Wissen jetzt Gegenstand harschen Wettbewerbs ist, dass Universitäten, Fakultäten, Standorte oder was auch immer gegeneinander in Konkurrenz stehen um das Wissen. Ist das auch Ihr Eindruck?

Ja, ich stimme darin überein. An Universitäten und auch an Schulen sollte man unterrichten, wie man selbständig lernt. Allerdings gibt es hier ein Paradox: Am einfachsten ist es, diesen Zugang zum Lernen zu lehren, wenn man in sehr kleinen Gruppen unterrichtet. Was ich glücklicherweise in meiner Karriere in Cambridge tun konnte, wo ich oft nur ein bis zwei Studenten gleichzeitig unterrichtete. Das ist wunderbar, aber natürlich kann dann nur ein äußerst geringer Teil der Bevölkerung durch dieses System gehen. Es gibt nicht viele Universitäten, die es sich erlauben können, lediglich ein bis zwei Leute pro Kurs zu unterrichten.

In Ihrem Buch über die «Wissensexplosion» fand ich neben anderen schillernden Begriffen («Wikimorgue», «Deletopedia»...) den wunderbaren Begriff der «Agnotologie»...

«Agnotologie» meint hier die Untersuchung des Nichtwissens, oder wie ein Anthropologe kürzlich sagte: eine Untersuchung von Ordnungen des Nichtwissens. Man kann es so sehen: Verschiedene Institutionen, die irgendwelche Arten von Wissen betonen, fördern zugleich das Nichtwissen über etwas anderes. Oder auf den Fall intellektueller Paradigmen bezogen: Diese haben eine sonnige Seite und eine dunkle, weil ein Paradigma relativ einfach sein muss, um nützlich zu sein. Allerdings wird es einfach um den Preis, dass einige wichtige Aspekte der Wirklichkeit ausgeschlossen werden. Wir müssen das Paradigma sowohl von der ne-

- 3 Jack Goody und Ian Watt:
Konsequenzen der Literalität,
in: Dies. und Kathleen Gough:
Entstehung und Folgen der
Schriftkultur, Frankfurt/M.
1991, S. 63–122.

gativen wie von der positiven Seite betrachten. Jedoch sind da noch die Gebrauchsweisen des Nichtwissens. Ist es für die Gesellschaft von Nutzen, wenn manche über das eine oder andere unwissend sind? Wie steht es um die Welt der diplomatischen Verhandlungen, wenn wirklich alle in den beiden betroffenen Ländern zum Zeitpunkt der laufenden Verhandlungen alles wissen? In diesem Fall kann man keine Kompromisse schließen; man könnte nicht mehr richtig verhandeln. Es sind also Probleme wie diese, die in soziologischer, anthropologischer und historischer Perspektive unter dem Schirmbegriff der «Agnotologie» untersucht werden.

Was hat sich für Sie als Geschichtsschreiber durch die Wissensexplosion verändert? Gibt es eine Änderung in Ihrem Narrativ, Geschichte zu erzählen?

Soweit ich weiß, nicht. Ich wollte Ereignisse immer schon aus multiplen Perspektiven erzählen. Da kann die Geschichtsschreibung von der fiktionalen Literatur lernen. Ich habe zum Beispiel viel gelernt von William Faulkners *The Sound and the Fury*, weil er das gleiche Ereignis aus vier Perspektiven darstellt. Das ist etwas, was Historiker wirklich leisten können, sogar wenn sie sich eher für kollektive als für individuelle Perspektiven interessieren. Man kann über den Bürgerkrieg schreiben und dabei miteinbeziehen, wie jede Seite die andere sieht: anstelle des altmodischen historischen Ideals der vorgespiegelten Allwissenheit. Wenn man die unparteiische Geschichte erzählt, fehlt etwas Wichtiges. Wenn man die gegensätzlichen parteiischen und widerstrebenden Geschichten im selben Buch erzählt, ist dies viel gehaltvoller, und man wird viel besser verstehen, warum die Leute etwa 1936 in Spanien anfangen, sich gegenseitig umzubringen.

Das zeigt Ihr Buch sehr deutlich. Aber gehen wir noch einmal zurück zur Situation der Geschichtsschreibung unter bestimmten medialen Bedingungen. Sie kennen die These Ian Watts und Jack Goodys, dass Geschichtsschreibung nur unter der Bedingung einer Schreibkultur anfangen konnte, weil die Schrift in antiken Gesellschaften die technische Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Gegenwart ermöglichte.³ Wie verändern, einen Schritt weiter, digitale Medien

heute die historische Frage, unsere Vorstellungen von Geschichte überhaupt?

Ich kenne die digitale Welt nicht ausreichend genug, um eine abschließende Antwort zu geben. Aber ich denke, dass das Arbeiten mit verschiedenen Medien erst einmal eine bereichernde Erfahrung für Historiker ist, also etwa das Arbeiten mit Bildern statt nur mit Texten, oder auch der Versuch, verschiedene Medien im Unterricht der Geschichte an den Universitäten zu inkorporieren. In Cambridge war dies nicht möglich, weil man dazu nicht berechtigt war. Aber ein Freund von mir, der mein Kollege in Cambridge wurde, hatte vorher an der Portsmouth Polytechnic unterrichtet. Geschichte an einem Polytechnikum in den siebziger und achtziger Jahren zu unterrichten, bot eine gewisse Freiheit, welche man an einer konventionellen Universität nicht hatte. Er unterrichtete die deutsche Reformation, indem er die Studenten bat, zusammen einen Film über die Reformation zu drehen. Also mussten sie entscheiden, wer Luther spielen sollte, aber auch, welche Worte Luther in den Mund gelegt werden sollten; außerdem mussten sie einen Sprecher für den katholischen Standpunkt auswählen. Man konnte auf diese Weise etwas lernen, was sich auf die orthodoxe textfixierte Art nicht lernen lässt.

Ich habe in Vorbereitung auf das Gespräch noch einmal in Hayden Whites Buch *Metahistory*⁴ geblättert, um zu wissen, welcher Historikertypus Sie sind. Und gemäß Hayden Whites Klassifizierung sind Sie offenbar der Typus des «ironischen Historikers».

Das wäre wohl die Option, die ich selbst gewählt hätte. In der Tat ist einer meiner Historikerhelden Jacob Burckhardt. Und für Hayden White ist Burckhardt das Musterbeispiel eines ironischen Historikers.

Aus dem Englischen von Heiko Pollmeier und Ulrich Johannes Schneider

4 Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt/M. 2008.